

Technische Hochschule Stuttgart

Prof. Dr. phil. Th. A. Meyer

Friedrich Vischer und der zweite Teil
von Goethes Faust

Rede gehalten bei der Übernahme des
Rektorats der Technischen Hochschule
am 5. Mai 1926



Stuttgart 1927

Druck und Verlag von A. Bonz' Erben

B (1)

9502

7946 OL 1231

Prof. Dr. phil. Th. U. Meyer

Friedrich Vischer und der zweite Teil von Goethes Faust

Rede gehalten bei der Übernahme des
Rektorats der Technischen Hochschule
Stuttgart am 5. Mai 1926



Stuttgart 1927
Druck und Verlag von A. Bonz' Erben

Friedrich Vischer, der berühmte Lehrer und Denker unserer Hochschule, hat sich sein ganzes Leben lang mit hingebender Begeisterung um das Verständnis von Goethes Faust bemüht. In einer ganzen Folge von Aufsätzen hat er die jeweils neueste Faustliteratur besprochen und oft mit schlagendem Witz und beißendem Spott die pedantische Kleinmeisterei und die philosophische Systemsucht gezeißelt, die sich an Goethes großer Dichtung versündigt hat. In seinem eigenen Buch über Goethes Faust hat er das großzügige Muster einer tiefeindringenden, geistvollen Erklärung eines genialen Dichterverwerks geschaffen. In zahlreichen Punkten hat die Arbeit seines langen Lebens das Verständnis der Faustdichtung gefördert. Mit Nachdruck hat er es den Erklärern immer wieder eingeschärft, daß bei einer Dichtung nicht bloß der Inhalt verstanden, sondern auch die Form nachgefühlt werden muß, wenn ein Dichterverk in seiner vollen Lebendigkeit erfaßt werden soll.

Aber Vischers Liebe galt nur dem ersten, nicht ebenso dem zweiten Teil. Er meinte, wer die Schönheiten des ersten Teils mit vollem Verständnis zu bewundern vermöge, könne unmöglich an dem so ganz anders gearteten zweiten Teil sein Gefallen haben. Dieser sei der Versuch eines alten Herrn, eine Dichtung zu bewältigen, die nur dem kräftigen Mannesalter hätte glücken können. Dem alt und behäbig gewordenen Goethe habe die Kraft gefehlt, seinen Faust zum Handeln zu führen und doch wäre das ebenso die Aufgabe des Dramatikers gewesen, als es die besondere Idee des Faust verlange. Goethe lasse seinen Faust gerettet werden, und gerettet werden könne er doch nur durch die sittliche Tat, aber erst zum Schluß gelange Faust zum

sittlichen Handeln, indem er dem Meer Boden abgewinne für ein tätig freies Volk. Was er vorher tue, die Schaffung von Papiergeld und das Dirigieren von Festen am Kaiserhof, die Beschwörung der Helena, der Gang nach Griechenland zur klassischen Walpurgisnacht, die Vermählung mit Helena und das Zeugen des Euphorion, ja auch die Unterstützung des Kaisers im Krieg mit dem Gegenkaiser seien weder Handlungen im dramatischen noch im sittlichen Sinn, zumal sie ja größtenteils nicht von Faust, sondern für ihn durch andere, namentlich durch Mephistopheles ausgeführt werden. Der sittlich gewordene Faust werde erlöst, aber die sittliche Tat sei fast durchweg ausgeblieben. Dazu seien die Mehrzahl dieser angeblichen Taten Fausts und ein großer Teil der Figuren, in deren Mitte sich Faust bewege, fahle Allegorien, lederne Bälge mit Begriffen vollgestopft, und auch die Sprache sei voll lächerlicher Sprachschönkel eines zopfig gewordenen alten Herrn. Angesichts solcher handgreiflicher Mängel sei es die Aufgabe einer ehrlichen mannhaften Kritik, aller Verehrungsmichelei zum Troß es offen auszusprechen, daß die Schöpferkraft in Goethe versiegt war, als er im höchsten Greisenalter, als 76jähriger, daran ging, seinen Faust zu vollenden.

Wischer mochte wohl hoffen, daß seinem Ansturm gegen Goethes Altersdichtung der Sieg beschieden sein werde. Käme er heute wieder, so würde er wenig Freude erleben an der gegenwärtig in den literarischen Kreisen herrschenden Schätzung des Werks. Die expressivistische Zeitströmung unserer Tage hat in seiner Formsprache, im Zurücktreten des vollen Lebens gegen die Ideen hintergründe des Seins die Ähnlichkeit mit den eigenen Kunstzielen empfunden und es aus innerer Verwandtschaft auf den Schild gehoben. Fast in allen größeren Städten Deutschlands ist Faust II neuerdings auf die Bühne gebracht worden; hervorragende Kritiker wie Hermann Bahr und Hermann Hefele vertreten sogar die Ansicht, erst mit dem zweiten Teil Faust habe Goethe die höchste Höhe seines Dichtertums erreicht, die Höhe, auf der er als Gleichberechtigter neben die einsamen Großen der Poesie, neben Homer, Dante und Shakespeare trete, und wenn solche Stimmen der überschwenglichen Begeisterung doch nur vereinzelt ertönen, so sind die Anhänger der Wischerschen Verwerfung

fast völlig verstummt. Worin liegt der Grund für den Mißerfolg Wischers, warum konnte er auf die Dauer nicht überzeugen?

Wischer hat zum zweiten Teil kein Verhältnis gewinnen können, weil er von Haus aus so ganz anders geartet war als Goethe und deshalb das Faustproblem anders gesehen hat als dieser es in seinem ersten Teil gefaßt und im zweiten durchgeführt hat. Wischers Natur war vorwiegend aufs Sittliche gestellt, das metaphysische Interesse trat bei ihm zurück. Als höchste Stufe sittlicher Betätigung erschien ihm, dem Liberalismus seiner Zeit entsprechend, der Kampf für die Befreiung des Volks aus kirchlichen und staatlichen Fesseln. Deshalb erwartete er vom zweiten Teil die Emporläuterung Fausts aus jugendlicher Verirrung zu solchem sittlichen Handeln. Wischer war 25 Jahre alt, als ein Jahr nach Goethes Tod im Jahr 1833 der zweite Teil an die Öffentlichkeit gegeben wurde. Er hat also die frischesten Jahre seiner Jugend mit dem ersten Teil gelebt, ohne daß er den zweiten gekannt hätte. Aber sein lebhafter, phantasiereicher Dichtergeist hat sich gewiß früh schon nach den Eindrücken des ersten Teils ein Bild von dem noch ausstehenden zweiten entworfen. Später, im Jahre 1861, hat er einen Prosaentwurf bekanntgegeben, der dartun sollte, wie der zweite Teil etwa aussehen müßte, wenn er im Geist des ersten zur Vollendung gelangt wäre. Er meinte, an sich betrachtet, sei der Faust unvollendbar. Der Mann, der der Menschheit Wohl und Wehe auf seinen Busen häufen und sein Ich zu ihrem Ich erweitern wolle, müßte eigentlich durch alle Verhältnisse des Lebens geführt werden und das wäre eine grenzenlose, nie abzuschließende Aufgabe. Aber es müsse dem Dichter gestattet sein, anstelle aller Sphären des Lebens ein paar besonders repräsentative zu setzen und an ihnen zu zeigen, welcher Art sich ein Charakter wie Faust in ihnen bewege und in ihnen fühle. Solche repräsentative Sphären aber biete die Zeit der Reformation, des Humanismus und des Bauernkrieges, in der die Faustsage spiele, in einer besonders günstigen Weise. Wischer läßt daher seinen Faust in diese drei Bewegungen der Reformation, des Humanismus und des Bauernkrieges eintreten, er läßt ihn in den Sphären der Religion, der Bildung und der Politik sich handelnd betätigen und im Ringen

für die Befreiung des Volks zur höchsten Stufe des sittlichen Handelns emporsteigen, aber bei diesem Handeln zugleich infolge der ihm eigentümlichen Maßlosigkeit und Sinnlichkeit in schwere sittliche Schuld verfallen. Das Schuldigwerden, meint Vischer, verlange nicht bloß das Wesen der Tragödie, sondern auch die dem Faust gestellte Aufgabe, Menschenlos voll zu erleben. Faust büßt alle Schuld seines Lebens in einem freien tragischen Tod auf einem Schlachtfeld des Bauernkrieges und wird dann dank seines stetigen Strebens und dank seiner Läuterung im Sühnetod durch einen Rechtspruch des Herrn in den Himmel aufgenommen.

Man darf annehmen, daß dieser Entwurf den Erwartungen entsprach, mit denen schon der junge Vischer dem zweiten Teil entgegenschah. Wie groß mußte die Enttäuschung sein, als er die Goethesche Dichtung in die Hände bekam. Statt der farbig belebten realistischen Bilder aus dem Leben des 16. Jahrhunderts eine blasse Schattenwelt von Gestalten, die mehr bedeuten als sind, und ein Faust, der durch diese Schattenlande lange als Schauender, nicht als Handelnder hindurchgeht, um dann schließlich in einer Tat der Kolonisation zu enden, die doch auch wieder im Grund nur symbolisch gemeint war. War die Unfähigkeit, Faust zum Handeln zu führen, wie es nach Vischers Meinung das Drama und die sittliche Idee der Dichtung verlangt, war das Absehen von aller realistisch-farbigen Lebendigkeit nicht ausgesprochenste Altersschwäche, übelste Greisenhaftigkeit?

Mit einer anderen Veranlagung als Vischer ist Goethe ans Faustproblem herantreten. In seiner Natur nahm das metaphysisch-religiöse Interesse die erste Stelle ein. Ihm war es um die letzten Fragen des Lebens zu tun, um die richtige Stellung des Menschen zu Gott und Welt; sein Streben ging dahin, sein Ich in Einklang zu bringen mit dem Göttlichen, mit den ewigen Gesetzen des Seins. Davon handelt sein Faust; allerdings in dem ersten Teil der Dichtung unter zwei von einander beträchtlich abweichenden Gesichtspunkten.

Bekanntlich setzt sich der erste Teil des Faust aus zwei Dichtungen zusammen, aus einer alten und einer neuen, und diese stammen aus Lebenszeiten Goethes, in denen er über das Verhältnis des Menschen zu Welt und Leben sehr verschieden gedacht hat, die alte, noch sehr

fragmentarische Dichtung, im Grund nur die Beschwörung des Erdgeistes und die Gretchen-Tragödie umfassend, aus der Sturm- und Drangzeit, die neue Dichtung, die die Lücken des Fragments ausgefüllt hat, aus der Periode von Goethes Klassizismus. Da ist es an sich schon wenig wahrscheinlich, daß die beiden Dichtungen ein und dieselbe Stellung zum Faustproblem einnehmen. In der Tat erkennt man auch, wenn man die alte und die neue Dichtung getrennt für sich betrachtet, daß von der einen zur andern eine wesentliche Verschiebung der Faustidee eingetreten ist, die Goethe zu verdecken gesucht, aber nicht auszugleichen vermocht hat. Die alte Dichtung ist ganz erfüllt und getragen vom Geist der Sturm- und Drangzeit. In der Sturm- und Drangjugend glühte ein leidenschaftlicher Lebensdrang, der zugleich im Dienst des Erkenntnisverlangens stand. Herangewachsen in der skeptisch alogistischen Periode Kants war die Sturm- und Drangjugend mit dem Kantenschüler Herder überzeugt, daß Verstand und Logik die Pforten des wahren Seins, des Ewigen und Göttlichen nicht entriegeln: nur im Gefühl und Erleben hat der Mensch den Zugang zum Unendlichen, zum Ganzen des Seins. Dem Menschen ist der Drang zum Unendlichen und Göttlichen eingeboren. Je größer und mächtiger einer ist, desto stärker wühlt und bohrt in ihm der Trieb, das Ganze des Seins, alle Schöpfungskräfte der Natur und alle Kräfte der Seele in seinem Innern zu umfassen, sein Ich zum Unendlichen und Göttlichen auszuweiten und auf diesem Weg den Lebenshunger und den Erkenntnisdrang zugleich zu befriedigen. Zu einem solchen Menschen, dem die Verstandeswissenschaft weder den Erkenntnistrieb noch den Lebenshunger zu stillen vermag und der daher mit der Magie des Erlebens in die innersten Kräfte des Seins einzudringen sich müht, bildet Goethe seinen Faust. Aber ihm, dem Größten unter der Sturm- und Drangjugend, konnte es nicht entgehen, daß die Leidenschaft zum vollen Erleben und Ausgefülltsein mit dem Unendlichen tragisch ist. Der Mensch als winziges Bruchstück des Ganzen kann nie ein Ganzes werden und wenn das Unendlichkeitsverlangen das einzige Pathos seiner Seele wird, so muß er infolge der Unmöglichkeit des Verlangens notwendig scheitern. Der Faust der alten Dichtung fühlt das:

„Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,“ ruft er aus,
„Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.“

Ursprünglich war der Faust also gedacht als die Tragödie des Menschen mit dem Drang zum Erleben des ganzen unendlichen Lebens, der an der Endlichkeit des Menschen zerbricht.

Unterdessen hatte sich Goethe vom Sturm und Drang abgewandt, war nach Italien und zum Hellenentum geflüchtet und hatte von tragischen Unendlichkeitsverlangen seiner Faustischen Jugend die Genesung gesucht in der Daseinsfreude, in der Erdenfrömmigkeit, in der Selbstbeschränkung und Selbstgenügsamkeit des Südens und der griechischen Kunst. Als Goethe 10 Jahre nach der italienischen Reise sich gedrängt von Schiller zur Vollendung des Faust entschloß, da konnte er, der Erlebnisdichter, den Faust nicht mehr in der alten tragischen Linie vollenden. Aber zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß der Charakter seines jugendlichen Faust nicht eine Seite an ihm dichterisch angesprochen hatte, der er ganz fremd geworden war, die sich ablegen ließ, sondern daß er in dieser Gestalt sich schon ganz in seinem tiefsten Wesen abgebildet hatte. Der Faust seiner Frankfurter Lage hatte doch nicht bloß das Verlangen zum Unendlichen, sondern auch schon den Willen zur Erde in sich getragen, der in Italien so mächtig in seinem Dichter hervorgebrochen war. Er hatte das Unendliche nicht unter asketischer Abkehr von der Erde in einer jenseitigen transzendenten Welt genießen, sondern es auf der Erde durchleben wollen und sein Jammer war gewesen, daß ihm die Erde den Genuß des Unendlichen nicht hatte bescheren wollen; und andererseits hatte der Dichter selber die Faustische Leidenschaft zum Unendlichen, die ihn in seiner Jugend verzehrt hatte, auch nach Italien und in seine klassische Zeit mitgenommen und hatte nur deshalb Befriedigung im Feststehen auf der Erde und in der trauten Erdbeschränktheit gewinnen können, weil er in der Schule der Griechen das Irdische als die Stätte

erkannt hatte, auf der das Unendliche und Göttliche sich auswirke und Gestalt gewinne.

Sein jugendlicher Faust hatte die beiden grundlegenden Triebe seines Wesens in sich getragen, das Unendlichkeitsverlangen und den Erdendurst, und nur darin war eine Veränderung eingetreten, daß er in seinen Jugendtagen, wie sein Faust, das Ewige auf der Erde vergebens gesucht und daher die beiden Triebe als schmerzlichen Widerspruch empfunden hatte, während er in Italien das Göttliche auf der Erde entdeckt und deshalb die beiden Triebe zum Einklang und zur Versöhnung hatte bringen können. Im Charakter des Faust ließ sich daher nicht bloß seine Jugendzeit, sondern auch seine klassische Wandlung darstellen. Wenn der Faust fortgesetzt werden sollte, dann durfte er nicht bloß die Darstellung des Widerstreits der beiden Grundkräfte seiner Seele, er mußte auch ihre Versöhnung schildern. Jetzt wird ihm der Faust zu dem Mann mit den zwei Seelen:

Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andere hebt gewaltsam sich vom Dufte
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Die neue Dichtung mußte zeigen, wie Faust den Schmerz des Zwiespalts der beiden Seelen bis zum äußersten erlebt und wie er dann die Versöhnung findet und zwar auf demselben Weg, auf dem sie dem klassisch gewordenen Goethe widerfahren war. Dementsprechend mußte der Faust der neuen Dichtung ebenso notwendig gerettet werden, als der der alten notwendig scheitern mußte.

So wandelt sich der Charakter der Faustdichtung von Grund aus. Aus einer Tatsächlichkeitsdichtung, aus einer Charaktertragödie wird ein Ideendrama, ein Menschheits- und Erlösungs-Mysterium. Die alte Dichtung hatte ein „so ist es“ ausgesprochen; ein Charakter, der in dieser Welt der Endlichkeit nur das eine Verlangen kennt, sein Ich mit den unendlichen Kräften des Seins zu erfüllen, muß an der Endlichkeit der Welt und seines Ichs notwendig zerscheitern; einem sol-

chen Charakter ist ein solcher Ausgang gewiß. Die neue Dichtung fragt, was soll sein? wie kann der Mensch den scheinbaren Zwiespalt seiner Grundtriebe, des Verlangens über die Erde und das Endliche hinaus und des Durstes zum Endlichen und zur Erde überwinden und im Endlichen und auf der Erde des Ewigen froh werden, wie kann er sein Erdenleben im Ewigen gründen und es dadurch über das Sinnlos-Zufällige hinausheben ins Ewig-Sinnvolle.

Diesem letzten Sinn der Faustdichtung hat die so anders gerichtete Natur Wischers kein Verständnis entgegenbringen können; er hat nicht gesehen, daß es sich im ganzen Faust um die Polarität des menschlichen Verlangens zum All und zur Erde handelt, und daß der zweite Teil nichts zeigen will, als wie sich dieser Gegensatz ausgleichen lasse. Er faßt die Sehnsucht des jugendlichen Faust nach dem Ausgefülltwerden mit dem unendlichen Sein als sittlich bedenkliche Maßlosigkeit. Was für den jungen Goethe die Charaktereigentümlichkeit des hohen Menschen, für den späteren Goethe ein edler Irrtum ist, den der Gang durchs Leben richtig stellt, wird bei Wischer zur sittlichen Schuld, die gesühnt werden muß. Wischer macht aus dem Goetheschen Faust, dem es um letzte metaphysisch-religiöse Fragen geht, einen Helden, der aus Maßlosigkeit und Sinnlichkeit zu immer höherer sittlicher Läuterung gelangt. Sein Faust gerät ihm zum Schillerschen Idealmenschen, zu einer völkerbefreienden Marquis-Posagegestalt. Unter solchen Verhältnissen mußte ihm der tiefgreifende Unterschied der alten und neuen Dichtung verborgen bleiben. Er nimmt die beiden Dichtungen als Einheit und geht zunächst auf den Bahnen der alten Dichtung: er zeichnet uns einen Faust, der maßlos durch alle Sphären des Lebens stürmt und an seiner Maßlosigkeit tragisch scheitert; zum Schluß mündet er in die neue Dichtung ein und läßt mit ihr seinen Faust gerettet werden.

Aber sein Faust scheitert nicht tragisch, wie er in der alten Dichtung scheitern sollte, weil er beim Stürmen durch alle Verhältnisse des Lebens zum leidenschaftlich erstrebten Innewerden des Unendlichen nicht gelangen kann, sondern weil er sich im Handeln für Volksbefreiung mit sittlicher Schuld beladen hat, die tragische Sühne verlangt, und er wird nicht gerettet, wie es die neue Dichtung in Aus-

sicht nimmt, weil er den Ausgleich zwischen dem Drang über die Erde hinaus und zur Erde, zwischen Göttlichem und Irdischem, zwischen Ideal und Wirklichkeit schon im Leben findet und als ein ins richtige Verhältnis zum Leben Gelangter freigesprochen wird, sondern weil er sich durch sein hohes Handeln und seinen Sühnetod geläutert und damit die Begnadigung verdient hat. Vischer vollendet in der unbewußten Absicht, beide Dichtungen zu Ende zu führen, weder die alte, noch die neue Dichtung, und es zeigt sich, daß kein Mensch, und vor allem kein kräftiger Dichtergeist dem Schicksal entgehen kann, Sohn seiner Zeit zu sein. Vischers zweiter Teil ist eine Faustische Dichtung aus der Zeit des dichterischen Realismus und politischen Liberalismus, der Goethesche dagegen entstammt einer Zeit des Ringens um die letzten Fragen des Seins.

Goethe also bewegt sich bei der Vollendung seines Faust ganz folgerichtig in der neuen Dichtung. In ihrem Sinn hat er die alte Dichtung umgestaltet und zu Ende geführt. Was der Faust der alten Dichtung erst im Stürmen durch ein langes Leben voll erfahren sollte, daß es dem Menschen versagt ist, sein Ich zum Ewigen und Unendlichen auszuweiten und die Fülle des ganzen Seins in sich zu genießen, das muß jetzt Faust gleich schon an der Beschwörung des Erdgeistes erleben. Sie genügt ihm, zu erkennen, daß ihm, dem Wurm, der den Staub durchwühlt, Götterleben zu genießen versagt ist. Diese Erkenntnis treibt den Faust der neuen Dichtung alsbald zum Selbstmordversuch in der Osternacht und nach einer kurzen Beruhigung auf dem Osterspaziergang zum wilden Fluch auf das Leben, dessen Idealwidrigkeit er durchschaut hat, das ihm nicht einen Wunsch erfüllt, nicht einen, das immer den ewigen Gesang ihm heiser singt: Entbehren sollst du, sollst entbehren! Faust ist auf dem Punkt des tiefsten Lebens-Pessimismus angelangt, auf den er in der alten Dichtung erst am Ende seines Lebens gelangen sollte, das Leben ist ihm zu einem sinnlosen, idealitätsleeren Chaos geworden, und wenn ihn der ungestüme Lebensdurst insgeheim treibt, den Pakt mit Mephisto zu schließen und mit ihm ins Leben zu gehen, so kann er nichts wollen, als durchs Leben stürmen, um sich seiner Idealitätswidrigkeit zu vergewissern und dem Mephisto, der ihm im Leben Befriedigung ver-

heißen hat, zu beweisen, daß das Leben dem Menschen nie einen höchsten Augenblick, einen Moment des vollen Ausgefülltseins mit dem Ewigen gewährt.

Hier also, wo der Zwiespalt zwischen Ewigem und Irdischem auf seinem höchsten Punkt angelangt ist, muß die Wandlung und Erziehung Fausts einsetzen und sie muß verlaufen, wie die Wandlung bei Goethe selbst während und nach der italienischen Reise verlaufen ist. Er muß es lernen im Irdischen, das ihm bisher nur als der Gegensatz des Ewigen erschienen ist, Ewiges zu sehen und aus dieser Erkenntnis heraus sein Verhältnis zum Leben umzugestalten.

Daß aber das Ewige im Irdischen erscheint, hatte dem Dichter das Studium der Natur und der Kunst zuerst in Italien gezeigt. Sie lehren uns, daß es nicht die Art des Göttlichen ist, sich in seiner ganzen ungetheilten unendlichen Fülle in einen Punkt des Irdischen zu ergießen und im Genuß dieser Fülle dem Menschen höchste Augenblicke zu gewähren, daß das Göttliche aber auch nicht jenseits des Irdischen bleibt, sondern das Irdische durchdringt, indem es sich in eine Anzahl einzelner göttlicher Ideen, einzelner Schöpfungsgedanken und Schöpfungskräfte zerlegt, dem Sonnenlichte gleich, das sich in die Farben des Regenbogens auseinanderlegt und schon in jeder einzelnen Farbe und noch mehr in ihrer Gesamtheit gegenwärtig ist. In allen Gattungen der Natur walten als ewig beharrende Mächte Gattungsideen, die sich in den Individuen der Gattungen auswirken und in allen ihren individuellen Veränderungen und Abwandlungen gleichbleiben und so im irdischen Wechsel das Ewige erkennen lassen. Freilich treten diese göttlichen Ideen, die die Naturformen bestimmen, infolge der Zufälligkeiten des Irdischen nie ganz rein und ungetrübt hervor, ein Erdenrest, zu tragen peinlich, bleibt immer. Sprechender und deutlicher zeigt deshalb die hohe Kunst, und das ist für Goethe die klassische, das Verhältnis von Ewigem und Irdischem. Die hohe Kunst schafft Schönheit, indem sie die göttlichen Ideen, die Schöpfungsgedanken der Natur sichtbar macht in der sinnlichen Erscheinung. An der Schönheit wird dem Menschen das beseligende Erlebnis, daß die Idee, die der schaffenden Gottheit vorschwebt, im Irdischen realisiert ist und in ihm sichtbar wird, ohne daß sie an ihrer Vollkommen-

heit und Göttlichkeit etwas einbüßen würde. Die großartigen Parthenonpferde des Phidias, warum sind sie von so überwältigender Schönheit, als weil hier die vom Künstler rein erschaute göttliche Idee des Pferdes restlos sinnliche Wirklichkeit geworden ist. Begeistert ruft Goethe aus: Da ist Notwendigkeit, da ist Gott. Im schönen Mann und noch mehr in der schönen Frau drückt sich die höchste Idee des leiblich-geistigen Organismus und daher die höchste Schöpfungs-idee Gottes aus und die vollkommene Frauenschönheit, mit Faust zu reden die Helena, ist daher eine besondere Bürgschaft dafür, daß im Irdisch-Sinnlichen das Ewige eine Stätte finden kann, allerdings nicht in seiner Unzerteiltheit, wohl aber nach einer der Ideen, in die es sich zerlegt, um irdische Gestalt zu werden. Die Schönheit lehrt die Welt als Gleichnis des Göttlichen verstehen. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“. Die Griechen, die in ihrer Mythologie die ewigen Naturkräfte versinnlicht und in irdisch-menschliche Gestalt umgesetzt haben, haben den tiefsten Einblick ins Wesen des Göttlichen getan. Sie haben ahnungsvoll erkannt, daß das Göttliche nicht in erster Linie Unendlichkeit und damit Gegensatz des Endlichen ist; es ist schaffende Tat, ist Selbstverwirklichung im Irdischen, ist Eros, ist Zeugungs- und Gestaltungstrieb. Das Göttliche kann nicht sein ohne eine Welt, in der es Gestalt und damit erst volle Wirklichkeit wird.

Diese vornehmlich aus der Kunst gewonnene Einsicht hat Goethe beglückt und seine Stellung zum Leben verändert. Hatte er vorher in seiner Werther- und Faustzeit das Irdische und seine Endlichkeit als Gegensatz des Unendlichen erlebt, hätte sich ihm seine Sehnsucht erst dann voll erfüllt, wenn er das Göttliche in seiner ungeteilten Fülle in seinem Gefühl hätte inne werden und es im Unendlichkeitsbewußtsein des eigenen Ichs hätte genießen können, so erkennt er jetzt, da ihm das Göttliche schaffende Tat, Selbstverwirklichung im Irdischen geworden ist, daß der Mensch das Göttliche nicht im Unendlichkeitsgefühl darf suchen wollen, daß es ihm nicht als fertiger Besitz vom Himmel fällt, er weiß jetzt, daß es ihm nicht als Genuß, sondern als Aufgabe gegeben ist. Auch jeder Mensch trägt, wie jedes Naturding, einen göttlichen Keim, eine göttliche Schöpfungs-idee in sich.

Diesen göttlichen Keim immer reiner in sich herauszubilden und ihn auf der Erde Gestalt werden zu lassen in der Tat, im Werk, ist die Aufgabe des Menschen. Das Göttliche will vom Menschen verwirklicht sein in der besonderen Form, die die göttliche Idee von ihm verlangt, die den Kern seiner Individualität, das Zentrum seines Ichs bildet. Irdische Beschränktheit und das Göttliche schließen sich nicht mehr aus, sondern sie verlangen sich. Das Göttliche kann vom Menschen immer nur nach einer besonderen Seite, nach seinem besonderen Beruf verwirklicht werden. Indem der Mensch seinem besonderen Beruf getreu den Strahl des Göttlichen, der in ihm lebt, dem Irdischen einbildet, erlebt er es in Tat und Werk. Der Gegensatz von Ewigkeitsverlangen und Erdenverlangen schließt sich ihm, wenn er sich von der Schönheit zeigen läßt, daß das Irdische darauf angelegt ist, sich das Göttliche einbilden, sich zum Göttlichen emporbilden zu lassen und daß im unablässigen Streben nach seiner Verwirklichung der Mensch im Einklang mit den ewigen Gesetzen des Alls bleibt und seiner Gottverbundenheit gewiß wird.

Das ist die neue Weltauffassung, die sich in Goethe während und nach der italienischen Reise immer fester und folgerichtiger herausgebildet hat und hat man erst erkannt, daß es sich im zweiten Teil um die Frage handelt, wie der Mensch die beiden Grundtriebe seiner Seele, das Ewigkeitsverlangen und den Erdendurst in sich vereinigen und auf diese Weise seinem Leben Sinn und Wert geben kann, so bemerkt man leicht, daß der zweite Teil nichts enthält, als die Beantwortung dieser Frage vom Standpunkt des klassisch gewordenen Goethe aus. Der ganze zweite Teil predigt unaufhörlich in Haupthandlung und Nebenfiguren das Gestaltwerden des Göttlichen im Irdischen als das wahre Wesen des Seins, das dem Menschen zugleich seine Aufgabe weist. In dem programmatisch vorangestellten Vorspiel „Faust im Alpental“ wird der Grundirrtum des jugendlichen Faust aufgedeckt. Faust sieht die Sonne über den Alpen aufgehen, aber er muß sich alsbald geblendet abwenden; mit seinem sterblichen Auge kann er die ewige unermessliche Fülle ihres Lichts nicht ertragen, aber er kann das Licht sehen, sobald es sich in die Farben des Regenbogens zerlegt, der sich an dem sonnebeschienenen Wassersturz des Bergbachs

bildet, er kann es in seiner Zerteiltheit wahrnehmen als ein ewig Beharrendes im ständigen Wechsel des Irdischen.

„Ihm sinne nach und Du begreifst genauer
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“

Die eigentliche Handlung des zweiten Teils ist ganz folgerichtig darauf angelegt, zu zeigen, wie Faust zur richtigen Auffassung der Wirklichkeit als des farbigen Abglanzes des Ewigen, als des Gestaltwerdens des Göttlichen im Irdischen gelangt und wie er diese Erkenntnis für die Gestaltung seines Lebens fruchtbar macht. Der Weg zu dieser inneren Läuterung geht durch die ästhetische Erziehung, er geht durch die klassische Kunst, Faust muß sich Helena erobern. Die Helena steht daher im Zentrum des zweiten Teils. Auf sie geht alles zu, von ihr geht alles aus, Helena ist für Faust Heil und Erlösung. Der Herr hat sie ihm geschickt, um ihn aus der Verwirrenheit seines jugendlichen Gottesdienstes in die Klarheit zu führen. Goethe vertraute umso mehr darauf, daß der Weg zur richtigen Stellung in der Welt durch die ästhetische Erziehung gehe, als sie nicht nur ihm diesen Dienst geleistet hatte, sondern auch der ganzen abendländischen Menschheit. Die abendländische Menschheit war aus der weltflüchtigen Jenseitigkeit, die ihre Aufgaben über dem Irdischen gesucht hatte, in der Renaissance durch die Wiedererweckung der alten Kunst zur frommen Diesseitigkeit erzogen worden, sie hat es gelernt, dem Göttlichen im Irdischen Gestalt zu geben, weshalb denn auch Faust im Helena-Akt als mittelalterlicher Kreuzfahrer sich mit Helena, dem klassischen Altertum, vermählt.

Die Erringung der Helena wird daher die große, unbändige Leidenschaft Fausts, seitdem der Abglanz der Antike, der ihn zuerst im Mummenschanz am Kaiserhof berührt hat, die Ahnung in ihm hat aufdämmern lassen, daß in der Antike ihm eine große Verheißung winke, seit ihm bei der ersten Beschwörung der Helena die Einsicht gekommen war, daß erst durch Helena ihm die Erde „wünschenswert gegründet und dauerhaft“ geworden sei, die ihm vorher „nichtig und verschlossen“ war. Faust muß die Helena, die er im ersten Ansturm nicht festhalten kann, im Schattenreich des untergegangenen Griechen-

landes suchen, er muß es unter den Göttergestalten der Griechen in der klassischen Walpurgisnacht erfahren, daß das Göttliche Gestaltwerdung im Irdischen, daß es Eros ist, um reif zu werden, die Hochzeit zu feiern mit der vollendeten Schönheit, mit der Gottdurchdrungenheit der Welt. Dann aber ist ihm sein Weg nicht mehr zweifelhaft. Er muß vom Streben nach dem Genuß des Göttlichen übergehen zu seiner Verwirklichung durch die Tat, im Werk. Indem er als Kolonisateur dem durch Zerstörung des Lands ewig Unfruchtbarkeit versendenden Meer Boden für ein freies tätiges Volk abgeminnt, verbündet er sich mit den schaffenden Kräften in der Welt gegen die zerstörenden mephistophelischen Mächte. Er pflanzt die Lust zum Kampfe gegen die zerstörenden Mächte einer ganzen Völkerschaft ein, die er auf dem von ihm dem Meer abgewonnenen Boden ansiedelt. Er schafft auf diese Weise seine Welt, eine Welt, die sich täglich Freiheit und Leben erobern muß, die in ewigem Streben begriffen ist, und sich daher nie beruhigt auf ein Faulbett legen kann. Er überwindet alle Verirrungen, denen auch der das Göttliche in der Welt Gestaltende und Fördernde noch unterliegt. Ganz eins geworden mit seiner göttlichen Idee, geht er im Glanz einer zweiten Jugend dahin und wird gerechtfertigt von der göttlichen Gnade, weil er trotz aller Verirrungen im Einzelnen nie aufgehört hat, sich strebend zu bemühen.

Der Gedanke von der Gestaltwerdung des Göttlichen im Irdischen, der organisch die Haupthandlung durchdringt, kehrt in Nebenhandlungen und Nebenfiguren wieder, die die Haupthandlung umspielen und umspielend erläutern. Nach dem vergeblichen Versuch, die von den Müttern beschworene Helena festzuhalten, wird der ohnmächtige Faust in sein altes gotisches Studierzimmer zurückgebracht. Das gotische Streben zum Unendlichen als dem Gegensatz des Irdischen, das den jugendlichen Faust in diesen Räumen erfüllt und gequält hat, ist seit seinem Weggang aus ihnen in leblose abstrakte Geistigkeit erstarrt. Der Nachfolger Fausts im akademischen Lehramt, der ehemalige Famulus Wagner kennt kein höheres Ziel, als auf einem verstandesmäßigen naturwidrigen Weg einen körperlosen, rein geistigen Menschen zu erzeugen, und in der Tat ist dank der Beihilfe des Mephisto sein Streben von Erfolg. Das künstlich gemachte Menschlein,

der Homunkulus, zeigt sich in der Phiole und führt als reiner Geist alsbald den Faust, der in dieser naturabgewandten Welt nicht mehr leben kann, in das nur im Geist noch schaubare Griechenland. Aber der Homunkulus wird sich dort an der Schönheit als der Ineinsbildung von Göttlichem und Irdischem, von Geist und Natur der eigenen Mangelhaftigkeit, der eigenen Halbheit bewußt: er sehnt sich aus der reinen Geistigkeit nach Leiblichkeit, nach Verkörperung, in der er erst zum wahren und vollen Sein gelangen kann. Ergriffen von der einheitlichen Durchdringung des Leiblichen und Geistigen in der vollendeten Schönheit, die ihm in der Meergöttin Galatea entgegentritt, stürzt er sich an ihren Muschelwagen und löst sich an ihm zerschellend ins Meer auf, in dem alle organische und das ist alle sinnlich=geistige Bildung entstanden ist. Im Meer hofft er in allmählicher Entwicklung zum Geist auch den Körper zu gewinnen, in dem der Geist erst zu seiner wahren bestimmungsgemäßen Wirklichkeit gelangt. So wird der Homunkulus zum Gegenbild von Faust, der ebenfalls auf dem Weg ist, das Gestaltwerdenlassen des geistig=Göttlichen im Irdischen als die wahre Aufgabe des Menschen und den wahren Sinn des Lebens zu erkennen.

Versteht man Goethes Alterswerk, wie wir es soeben getan, als den Abschluß der neuen Dichtung, als die Beantwortung der Frage, wie kann der Mensch im Irdischen des Ewigen froh werden, dann fallen die Vorwürfe Vischers gegen den Inhalt und die Führung des zweiten Teils fast alle in sich zusammen. Die Dichtung, die man vorher als wenig sinnvoll, wenig zusammenhängend und bisweilen dunkel empfunden haben mag, erscheint als sinnvoll und verständlich und ganz von einem einheitlichen Gedanken getragen. Auch wird nicht etwa Faust, wie Vischer meint, freigesprochen, obwohl er so wenig sittlich geleistet hat, obwohl er nur die Helena zitiert, nur durch den Homunkulus nach Griechenland sich hat bringen lassen, nur sich mit der Helena vermählt hat, sondern weil er das alles getan hat, weil er unaufhörtlich gerungen hat, ins richtige Verhältnis zum Leben zu gelangen und auf Grund der erlangten Erkenntnis sein Leben aufzubauen. Als dem getreuen Knecht des Herrn, der die Verworrenheit seines jugendlichen Gottesdienstes zur Klarheit gebracht hat und den

hemmenden Gegensatz von Ewigkeits- und Erdenliebe überwunden hat, wird ihm das Recht zuerkannt, im Jenseits zu immer höheren Sphären reiner Tätigkeit aufzusteigen.

Auch ist es nicht Altersschwäche, wenn Goethe sich beim klassischen Altertum so lange aufhält; Helena, die dem Faust die Erlösung bringt, bildet mit Recht das Zentrum der Dichtung. Mag sich auch in der redseligen Breite des zweiten Teils, in der Abneigung seines Dichters gegen das feste Zugreifen das Alter Goethes bemerklich machen, die Idee des zweiten Teils ist groß gedacht und folgerichtig durchgeführt, der Wischersche Entwurf kann sich in diesem Punkt mit dem Goetheschen Alterswerk von ferne nicht messen. Wenn dann Wischer auch die Form des zweiten Teils verurteilt, wenn er sie allzu abstrakt und unlebendig findet, so ist auch da nicht zu verkennen, daß für den andersgearteten Inhalt, für das Weltanschauliche des zweiten Teils eine andere Art der Darstellung zur Notwendigkeit wurde als für den ersten Teil und daß diese Form im weitesten Maß symbolischen Charakter tragen mußte.

Nimmt man nur alles in allem, so erweist sich dieser zweite Teil trotz mancher Schwächen doch als die große Dichtung eines reifen und überschauenden Geistes, als eine aus dem Innersten Goethes herausgewachsene Vollendung des ersten Teils, ohne den dieser eine Frage ohne Antwort bliebe. Erst der zweite Teil macht den Faust ganz zum großen Menschheitsmysterium, er macht ihn erst zum Dokument der germanischen Seele und des germanischen Menschentums, als welches der Faust immer empfunden worden ist.

Man mag über den Wert der ästhetischen Erziehung für die richtige Einstellung des Menschen zum Leben denken, wie man will, man mag finden, daß sie von Goethe und mit ihm von seiner ganzen Zeit überschätzt worden ist, so viel bleibt doch bestehen, daß in der Richtung des zweiten Teils die Weltanschauung und Welteinstellung des germanischen Menschen immer wird gehen müssen. Mit tiefem Blick hat Goethe erkannt, daß das Grundthema, um das sich die geistige Entwicklung der Menschheit dreht, die Auseinandersetzung zwischen dem Ewigkeitsdrang und der Erdenliebe des Menschen ist; aber diese Auseinandersetzung ist in den verschiedenen Kulturkreisen verschieden

vor sich gegangen. Die Inder z. B. haben die Erdenliebe, die auch in ihrer Seele ist, mit allen Mitteln der Askese bekämpft, sie haben die Erde, die ihnen Chaos, Verwirrung, Samisara war, hinter sich gelassen und im erdenfernen Weilen im Ewigen, in der Verneinung des Irdischen die Erfüllung ihres Menschentums gesehen. Die Griechen umgekehrt haben das Ewige verendlicht und das Irdische als das Göttliche betrachtet. Die schöne Welt schien ihnen des Göttlichen voll, das Göttliche braucht nicht erst der Welt eingebildet zu werden, es ist in ihr schon da. Anders die germanisch-abendländische Welt.

Wenn Goethe seinen Faust zu seiner germanischen Weltauffassung durch das Griechentum gelangen läßt, so hat er das Hellenentum germanisch interpretiert. Die germanisch-abendländische Menschheit hat die irdische Welt nicht als das Widergöttliche, wie der Inder, nicht als das Göttliche, wie der Grieche, sondern als die Stätte aufgefaßt, da das Göttliche verwirklicht werden kann und verwirklicht werden soll. Sie hat das Göttliche und das Irdische in der Weise vereinigt, daß sie die Aufgabe des Menschen darin sieht, das Göttliche, das Ideal der Welt einzubilden. Durch die ganze Geschichte der abendländischen Menschheit, von der Reform der Clunienser und des heiligen Franziskus über Luthers und Calvins Reformation, über den Bauernkrieg, der den christlichen Staat, und über die französische Revolution, die den Vernunftstaat schaffen wollte, geht das unaufhörliche Streben, das Göttliche in der Wirklichkeit Gestalt, immer mehr Gestalt gewinnen zu lassen. Die abendländisch-germanische Menschheit ist faustischen Geschlechts, aber nicht darum, wie man gewöhnlich nach der alten Dichtung urteilt, weil die unerfüllbare tragische Sehnsucht nach dem Unendlichen in ihr ist, sondern weil in ihr im Sinne von Goethes zweitem Teil der nie erlöschende Drang lebt, die Wirklichkeit zum Göttlichen umzugestalten. Der Goethische Faust namentlich in seinem zweiten Teil ist das große Grundbuch des germanischen Menschen, in keiner zweiten Dichtung ist so helllichtig sein innerstes Wesen entwickelt.

In der seelischen Verwirrung und der Verzweiflung, die der furchtbare Ausgang des Weltkrieges im deutschen Volk hinterlassen hat, haben sich zahlreiche Stimmen erhoben, die uns geraten haben, im

Orient, im Quietismus eines Dostojewski und Rabindranath Tagores das Heil zu suchen. Diese Dichter sollten uns lehren, im stillen Gottesfrieden, in der Liebe, im Einklang mit allen Wesen auf alles Streben, auf alle Weltbeherrschung und Weltdurchdringung als auf einen selbstfüchtigen Ehrgeiz zu verzichten. Allein so verlockend solche Friedensklänge an unser Ohr schlagen mögen, wir müßten auf unser Wesen verzichten, wenn wir uns von ihnen bezaubern lassen wollten. Ein Größeres, Mächtigeres, Freieres ist in unserem Wesen angelegt, als die gottinnige Ruhseligkeit des Orients und der Goethesche Faust hat es uns in voller Klarheit enthüllt: er heißt uns unserer inneren Natur gemäß nicht bloß den Himmel, sondern auch die Erde wollen, nicht im Göttlichen und Ewigen untergehen, sondern es in uns als Kraft der Weltgestaltung fühlen und betätigen, nicht im Seienden, sondern im werdenden unsere Befriedigung finden. Nur wenn wir nicht ablassen, Ewigkeitsverlangen und Erdenliebe zu versöhnen im unermüdlichen Streben, das Göttliche der Welt einzubilden, kann auch von uns das tröstliche Wort gelten:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

